



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Pariser Kunstausstellung von 1842.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Pariser Kunstausstellung von 1842.

Paris, April.

Jederman giebt zu, daß die diesjährige Ausstellung im Durchschnitt mittelmäßig ist, aber Niemand ist darüber erstaunt. Mit zwei bis drei Ausnahmen, findet man darin keinen der großen Namen, welche der neuern französischen Schule ihren Glanz verleihen. Weder Ingres, der immer zuerst genannt werden muß, noch Paul Delaroché, Horace Vernet, Delacroix, Schneg, Ziegler, Roqueplan, Granet und einige andere, deren ich mich nicht entsinne, haben dieses Jahr ihre Werke, die des Beifalls beim Publikum immer gewiß sein können, dem Salon zugeschiedt. Auch bemerkt man die Abwesenheit des großen Landschaftsmalers Cabat und seiner ganzen Schule. Wir hätten also nur noch auf jene seltenen aber desto willkommenern Gemälde hoffen dürfen, welche das glückliche Vorrecht haben, in dem Leben eines Malers Epoche zu machen, und einen bisher unbekannten jungen Mann sofort in die Reihe der ersten Künstler zu erheben. Allein es wird kein Ereigniß dieser Art die gegenwärtige Kunstausstellung zu einem Feste machen. Denn die großen historischen und religiösen Bilder nahmen sich meistens in den Räumen des Saales wie große leere Felber aus, wo der Blick vergebens bemüht ist, sich auf einen Gedanken zu heften. Muß man es denn noch immer, was schon zum Ueberdruß gesagt ist, wiederholen, daß die Ausstellungen zu häufig sind, daß sie, bei alljährlicher Erneuerung, die Maler, welche zu thun haben, das heißt die angesehenen, immer mehr aus dem Salon entfernen, und die Gallerie des Louvre den Anfängern überlassen, welche über der für die Ausstellung bestimmten Arbeit die Zeit verlieren, die sie zu weit größerem Gewinn den ernstern Studien hätten widmen können.

Der Sitzungssaal der Deputirten, das Pantheon und der Triumphbogen haben mehrere Jahre hindurch die Bildhauer mit ihren Schülern

in Arbeit gesetzt; die Julssäule hat die Kunst des Erzgusses wiederbelebt. Durch die Errichtung der neuen Brunnen hat Visconte sein so ausgezeichnetes Talent zur Verschönerung der Stadt üben können; die Gallerie zu Versailles, obgleich ein strenger Geschmack manches daran aussetzen finden wird, hat lange Zeit alle Meisters in Athen gehalten; die Architekten haben das Stadthaus zu erweitern, den Palast der schönen Künste und die Magdalenenkirche zu vollenden gehabt; drei Gebäude, alle gleich merkwürdig, und für die es schwer sein würde, anderswo Muster aufzufinden. Ebenso wird die monumentale Malerei keineswegs vernachlässigt. Delacroix arbeitet gegenwärtig an den Deckengemälden der Pairskammer, und Ziegler ist mit der Vollendung der großen Kuppel über dem Hochaltar der Magdalenenkirche beschäftigt. Horace Vernet's Musfestunden endlich sind durch die Arbeiten in der Gallerie von Constantine, im Schlosse des großen Königs, in Anspruch genommen.

Uebrigens ist es noch ein ganz persönlicher Grund, der die Maler abhält, auf dem großen jährlichen Kunstcongresse zu erscheinen. Sie wollen sich den Urtheilen der Presse nicht aussetzen; es ist ja bekannt, daß sie dieselben nur mit lebhaftem Unwillen aufnehmen. Diejenigen Pariser Journale, welche nicht das Organ irgend einer Coterie sind, machen sich in der Regel zu Herolden eines ausschließlichen Systems, demzufolge sie, wie es nicht anders geschehen kann, alle übrigen verwerfen; und für einen Maler, dem sie Beifall zollen, tausend andere zur Verzweiflung treiben. Der arme Gros, dessen Verdienst jetzt Niemand mehr in Zweifel zieht, hat sich, nach einer Ausstellung, wo man seinem alten Ruhme nicht die gehörige Schonung erwies, aus Kummer ertränkt. Ingres, der doch eines so hohen Ansehens genießt, selbst bei den entschiedensten Gegnern seiner unbeugsamen Manier, Ingres, der glänzendste Mann seit David, hat geschworen, den scharfen Pfeilen der Presse nie mehr freiwillig die Seite bloßzustellen, und er treibt seinen Abscheu gegen den gedruckten Buchstaben so weit, daß er seine Werke nur noch in seinem eigenen Hause zur Schau stellt. So würde das Publikum während einiger Tage zur Betrachtung seines schönen Portraits von Cherubini zugelassen, eines Bildes, das eine unberechenbare Wirkung hervorgebracht haben würde, hätte der Künstler es auf den Salon schicken wollen, während die erlesenen Beschauer, die es in seinem Atelier im Institut bewundert haben, sich nur ein jeder für sich eine Ansicht haben bilden können, die ohne allen Einfluß nach außen geblieben ist.

Ingres, der tiefste Denker unter den französischen Malern, bemüht sich ohne Unterlaß, das Gebiet der Kunst zu erweitern. Wenn Cherubini, der vor Kurzem gestorben ist, ein großer Künstler war, so gab doch seine kleine und unansehnliche Gestalt gar wenig günstigen Stoff für die Wirkung der Kunst. Seine Gesichtszüge waren hart, der Ausdruck derselben meistens herb und unfreundlich. Aber Ingres verstand es, aus diesem mürrischen mit Runzeln bedeckten Greisenkopfe einen der edelsten, ruhigsten und gedankenvollsten Köpfe zu machen, die man nur sehen kann, und doch hat er der Ähnlichkeit dadurch keinen Eintrag gethan. Ich glaube, wenn er sich damit allein begnügt hätte, so würde dies Bild den berühmtesten Portraits des siebzehnten Jahrhunderts gleichgeschätzt werden. Aber der Maler hatte gemeint, daß sein Gedanke unvollständig bleiben würde, wenn der Beschauer nichts als einen Mann vor sich sähe, der sich einem unbestimmten, träumerischen Sinnen hingiebt, dessen Gegenstand wir jedoch nicht errathen können; um letztern anzudeuten; hat er die Begeisterung, welche den Greis in diesem Augenblicke ergreift, in der hinten stehenden Figur der Euterpe, der Göttin der Musik, personificirt. Nun stelle man sich die schöne und mächtige Muse des Alterthums vor, gekleidet in die sittsamen Falten ihres herabwallenden Gewandes, ihre göttliche Hand über die Stirn eines ganz kleinen Greises senkend, der in einen Sessel gedrückt sitzt, mit weißem Halstuch; in schwarzen Kleide, nach der Mode unserer Zeit, in einer Tracht, die selbst aus dem weiten Mantel, der sie zum Theil verhüllt, geschmacklos und lächerlich durchblickt, und zum Ueberfluß füge man noch dazu den Orden der Ehrenlegion! Diese schöne Jungfrau, welche eine Veier hält, und einen meisterhaft verkürzten Arm emporhebt, grade als ließe sie ihren reizenden Fingern einen magnetischen Strom entfließen, gehört einer eignen Welt an, und der kleine nachsinnende alte Mann da wieder einer eigenen. Dem Beschauer aber fehlt das Band, das beide vereinigen könnte, ihm fehlt der Blick des Glaubens. Das Bild erscheint auf diese Weise entzweigeschnitten. Was der Maler geleistet hat, ist nichts weiter, als hier ein köstliches Portrait Cherubini's und dort ein vortreffliches antikes Bild, eine sehr schöne Frauengestalt, die sich in eine Muse hat umwandeln lassen, denn die Besucher des Saals haben in den Zügen der Muse Euterpe das Gesicht des Fräuleins von N...I., der Tochter eines ehemaligen französischen Gesandten in Madrid herausgefunden. Und was nun in der That zu beklagen ist, diese beiden Bildnisse, die, wenn man die Aus-

führung betrachtet, jedes für sich, höchst schätzenswerth sind, können neben einander gestellt, sich in ihrer Wirkung nur schaden.

Fassen wir nun, nach dieser Abschweifung, die Ausstellung selbst näher in's Auge. Der große viereckige Saal ist bekanntlich für diejenigen Gemälde bestimmt, die, wegen ihres Umfangs, mehr Raum und Licht bedürfen. Wie glücklich wäre das Publikum, wenn der Werth derselben mit ihrer Ausdehnung im Verhältnisse stände! Dieses Jahr muß man sich seinen Theil darunter aussuchen. Die religiösen Bilder, welche die obern Wände einnehmen, hat man Mühe zu betrachten. Es mag wohl hie und da die Ausführung einiges Verdienst haben; aber was bedeutet das Alles, wenn der Gedanke fehlt? Nun scheint aber in der That kein einziger unter jenen Malern an das zu glauben, was er darstellt. Alle Poetiken haben es gesagt: um zu rühren, muß man selber gerührt zu sein scheinen! Wie kann es anders geschehen, als daß die Maler ihren Pinsel im Gleise eines conventionellen Styles fortschleppen, wenn sie keine Begeisterung in sich finden können?—Ein Historienstück macht sich inmitten dieser riesenmäßigen Leinwände bemerklich, nicht sowohl durch das Talent des Malers, als wegen des vorgestellten Gegenstandes. Es ist dies die Proclamation der Charte durch Ludwig den Ahtzehnten, von Vincen. Es ist überflüssig zu bemerken, daß dies ein höchst trockner und kalter Gegenstand war, ganz unfähig, den Künstler zu befeuern. Wenn die Eröffnung der Generalstaaten, trotz der Größe dieser Aufgabe, nichts als ein löbliches Werk hat hervorrufen können, wie ließ sich erwarten, daß die erste öffentliche Ceremonie der Restauration den Maler, der sie verherrlichen sollte, zu höherer Begeisterung treiben würde? Ludwig der Ahtzehnte bot keinen Stoff für die officiellen Rügen des Pinsels, und der Maler hat es nicht vermeiden können, ihm ein groteskes Aussehen zu geben; den Kopf bedeckt mit einem gewaltigen Federhute, die Beine in hochaufsteigende Stiefelsetten gepreßt! Dieses Stück enthält übrigens einige interessante Portraits; allein das matte, eintönige Colorit vermehrt nur noch den frostigen Ausdruck des Ganzen.— Mit mehr Erfolg werden wir unter den See- und Landschaftsstücken würdige Gegenstände näherer Aufmerksamkeit suchen. Gudin hat der Ausstellung eine bedeutende Sendung zukommen lassen. Sein Contingent beläuft sich auf nicht weniger als zehn Bilder, unter denen freilich einige keine Rahmen sich befinden, welche dem Maler nicht eben viel Zeit haben kosten können. Sein Hauptwerk ist die Enterung des englischen Schooners der „Hazard“

durch den „Courier“ im Jahr 1804. Der Katalog giebt die näheren Umstände dieser Waffenthat an. Als der General Noailles mit einem kleinen Kriegsfahrzeuge von St. Domingo zurückkam, stieß er auf einen englischen Schooner, mit dem er eine Zeitlang in Gesellschaft segelte, indem der Engländer vermeinte, daß er gleich ihm von der Flotille zu Jamaica verschlagen sei. Aber beim Anbruch der Nacht griff der General den Kriegsschooner an, enterte ihn, und brachte ihn, nach einem hartnäckigen Gefecht, in seine Gewalt. Diese glänzende That hat Gudins Pinsel, mit der Energie, die man bei ihm gewohnt ist, verherrlicht. Der Tag ist eben niedergesunken; schon breitet sich ein leises Dunkel über die Meeresfläche; nur am Horizont sieht man den letzten ersterbenden Schimmer des Abends. Auf diesem Schauplaze voll entzückender Ruhe steht man zwei Männerschaaren, die, verloren auf dem unermesslichen Ocean, sich auf dem schwanken Berdeck ihrer gebrechlichen Fahrzeuge unter einander anfallen und tödten. —

Im Uebrigen findet man einen Ueberfluß an Seeplätzen auf dem Salon. Fast alle stellen glorreiche Siege der Franzosen über ihre ewigen und glücklichen Nebenbuhler zur See, die Engländer, dar.

Die Fehler und großen Eigenschaften des französischen Nationalcharakters springen bei jeder Gelegenheit ins Auge. Der Patriotismus, die Vaterlandsiebe, zwei erhabene Eigenschaften, werden durch den Jozp der Uebertreibung und der Prahlerei, der ihnen angehängt ist, lächerlich. Ein echter Sohn Altenglands, der nicht die philosophische Ruhe Sir Charles Napier's besitzt, wird gewiß in Entrüstung ausbrechen, wenn er das Verzeichniß von 1842 durchläuft. Außer der Waffenthat, welche wir eben erwähnt haben, und einem andern Gemälde Gudins, welches die Wegnahme von sieben englischen, catalonischen und holländischen Schiffen durch den „Abler“ im Jahr 1711 vorstellt, trifft man noch das Gefecht von Algésiras von Morel = Fatio an, und eine Episode aus der verhängnißvollen Schlacht bei Trafalgar von Caussé, wo die Franzosen für die Niederlage, die sie erlitten, den Trost hatten, Nelson auf seiner Quartierbank zu tödten. Das sonderbarste Beispiel dieses Seepatriotismus hat ein Maler gegeben, welcher die Eroberung der „Macrity“ durch die von De Macau befehligte Brigg „die Biene“, zur Darstellung gewählt hat. Der Künstler hat nicht unterlassen, uns durch den Katalog zu unterrichten, daß der Engländer 18 Zweihunddreißigpfünder und 2 Achtspfünder hatte, dahingegen der Franzose die nämliche Anzahl Vierundzwanzigpfünder nebst 2 achtpfündigen Geschützen trug, ein Um-

stand, der allerdings für die Kunst von Gewicht ist; denn hätte Herr Gilbert (so heißt der Maler) die Verachtung der historischen Wahrheit soweit getrieben, daß er der „Biene“ ebenfalls zweiunddreißigpfündige Feuerschlinge zugetheilt, so ist es ja klar, daß Niemand, der sein Vaterland wahrhaft liebt, auf das Bild nur noch ein Auge hätte werfen mögen. Nach Gudin müssen wir Eugene Isabey's Erwähnung thun. Seine Ansicht von Dieppe ist des Ruhmes würdig, den dieser Maler genießt. Eugen Isabey hat es unternommen, die letzte große Expedition nach St. Helena auf die Leinwand zu bringen. Er hat den Moment gewählt, wo der Sarg des Kaisers an Bord der Fregatte getragen wird, die ihn nach Frankreich führen soll. Der Traueraufzug, den diese Handlung erfordert, stimmt nicht recht zu Isabey's glänzender und lebhafter Manier. Ein schwarz angestrichenes Schiff mit weißen Stückpforten, die Boote überhangen mit weiten Trauertüchern, die Geschütze, die man abfeuert, und deren grauer Dampf den Himmel überzieht, dies Alles ließ eben kein ansprechendes Gemälde erwarten. Auch hat der Maler nichts weiter als eine officiële Festhandlung hervorgebracht, welche in dem Gemüthe des Betrachtenden das Gefühl der Größe, das sie erwecken sollte, nicht zurückläßt.

Kehren wir indessen in den großen Saal zurück. Nächst Gudin, dem Marinemaler, muß Brascassat, der Thiermaler, genannt werden. Das bedeutendste Stück, welches er dieses Jahr geliefert, hat uns aufs Neue in der Bewunderung für sein Talent bekräftigt. Es stellt einen Dörsen und eine Kuh dar, nebst etlichen Schaaßen im Mittelgrunde, die auf einem unabsehblichen Ager weiden. Brascassat's Manier erinnert an die holländische Schule, jedoch ohne daß sie dadurch an Originalität verliert.

Unter den Landschaften sind zwei bemerkenswerth, beide Ansichten aus der Schweiz. Die eine: „Erinnerung an den Brienser See,“ ist von Diday aus Genf; ein hinreißendes Bild, voll Glanz und Schimmer, das uns die Klarheit der Seen und das ferne Leuchten der Gletscher an einem heißen Julitage vergegenwärtigt. Es ist wahrlich Schade, daß läppische Figuren badender Weiber aus der komischen Oper so ganz zur Unzeit den Vordergrund dieser schönen Landschaft einnehmen. Wir sind geneigt zu glauben, daß Herr Diday nicht der Urheber dieser Staffage ist, und daß er aus Bescheidenheit sich sein Bild hat verderben lassen, als ob die Natur der Gegenwart des Menschen bedürfte, um zu den Augen und zu dem Herzen zu sprechen. Wir beifern uns um

so mehr, auf dieses verdienstvolle Landschaftsstück hinzuweisen, weil es der Schweizer Schule angehört, die wenig bekannt ist, obgleich sie jetzt gute Fortschritte macht.

Wir könnten noch andere Landschaften anführen, z. B. die von Boisselier; wir haben jedoch nur das Bedeutendste auszeichnen wollen. Wir wiederholen es, es ist sehr zu beklagen, daß Cabat nichts ausgestellt hat. Er ist einer der tiefstinnigsten Meister in diesem Fache. Er malt nicht für's Auge allein; Niemand versteht wie er die Natur, wie Dichter sie innerlich bilden, die Landschaften der Seele. Man behauptet, daß dieser Künstler, überwältigt von der mystischen Richtung seines Geistes, sich seit Kurzem der Religion in die Arme geworfen hat, und daß man dieser Ursache die Art von Verdunkelung zuschreiben muß, die sein Gemüth zu umhüllen scheint.

Zwei beachtungswerthe Portraits ziehen ferner unsere Blicke auf sich. Das eine, von Amaury-Duval, stellt ein junges Mädchen dar. Die Färbung ist hier vielleicht ein wenig zu streng für den Gegenstand, aber die Zeichnung ist vorzüglich und das Licht sehr geschickt vertheilt. Das andere, von Winterhalter, ist in ganzer Größe genommen; es ist das Bildniß der Königin der Franzosen, in blauem, mit kostbaren Spitzen überladnem Anzuge, der nicht übel an das Costüm der Prinzessinnen und Hofdamen unter der Regierung Ludwigs XIV. erinnert. Winterhalter hat dieses Jahr im Portrait den Preis davon getragen, denn das Bild der Gräfin Duchatel hat gleich bei Eröffnung des Saales den allgemeinen Beifall der Menge gewonnen. In der That ist dies eins der anziehendsten Stücke, die man sehen kann. Gräfin Duchatel ist eine sehr schöne Dame, ausgenommen vielleicht, daß ihr Körperbau etwas zu stark ist. Dieser Fehler, der jedoch in der Malerei nicht auffällt, ist von Herrn Winterhalter sehr geschickt durch das weite dunkelrothe Sammetkleid verdeckt, und dies beweist wieder, mit welchem Vortheil er die heutige Tracht der Frauen, die weit malerischer als die unsrige ist, zu behandeln versteht. Der reizende Kopf der Madame Duchatel steht in vollem Lichte; und wenn Winterhalters Pinsel nicht ganz von jener conventioneller Eleganz frei ist, die den Damen so sehr gefällt, deren Geheimnisse man aber nur zum Schaden der Kunst erlernt, so zeigt er doch nichts von jener unleidlichen Biererei, welche so viele Maler, die gegen ihre empfindlichen Klientinnen zu nachgiebig sich bezeugen, zu Grunde gerichtet.

Ein ganz kleines Bild findet sich da, welches des Vorrechts genießt, dichtgedrängte Reihen von Beschauern heranzuziehen; es ist der „Raucher,“ von Meyssonier. Dieser Maler, der durch ein kleines Stück „die Würfelspieler“ auf einer der letzten Ausstellungen seinen Ruhm begründete, hat sich ein vornehmlich in Frankreich ziemlich seltenes Genre geschaffen, welches allerdings mit der kleinlich genauen und saubern Manier der Holländer verwandt ist. Sein „Raucher“, in der Bürgertracht des achtzehnten Jahrhunderts, bläst den Dampf der Pfeife mit einer Gravität aus, die auch nicht eine Falte seiner Rockschöße aus ihre Lage kommen läßt; und was den „Baßgeiger“, das Gegenstück des vorigen, anbetrifft, so ist es unmöglich, verführerische Manchetten und ein glänzenderes Instrument zu haben, als er. Es giebt Viele, welche diese kleinen Wettkämpfe der Kunst mit der Wirklichkeit geringachten; allein wenn die Nachahmung der Natur es bis zum Genie treibt, so verlohnt sie gewiß der Mühe; ein guter Nesscher ist kein übles Stück, und wir glauben, wenn Herr Meyssonier seine Bahn verfolgt, so ist er noch zu größerem Erfolge berufen. Ehe wir von dem Hauptsaal Abschied nehmen, müssen wir noch eine „Vertheidigung von Magagran“ von Philipoteaux anführen, ein vom Hofe bestelltes Bild. Die Araber, theils zu Fuß, theils zu Pferde, von der berühmten Redoute niedergeworfen, werden von dem tapfern Capitain Lelievre nach Herzenslust zusammengeschossen. Ein fecker, verwegener Patriotismus des Tages spricht aus diesem Gemälde, die Geschütze selbst scheinen den Köpfen der unglücklichen Beduinen Pariser Vandevillielieder entgegenzuschreien. Allein das ließ sich nicht vermeiden. Es kommt mir vor, als könnte die Malerei nur die Schlachten der schon von der Weltbühne verschwundenen Völker mit Erfolg darstellen; die Betrachtungen und Zweifel, die eine bekannte Begebenheit in uns erweckt, erkälten die Einbildungskraft. Die berühmtesten Schlachten, die man gemalt hat, sind die des Constantin von Raphael, des Alexander von Lebrun und die Hunnenschlacht von Kaulbach.

Beinahe hätten wir in der Uebersicht des viereckigen Saales einen Winterlandschaftsmaler vergessen, welcher der holländischen Manier sehr nahe kommt; wir meinen Wickenberg, einen Deutschen, der sowohl der Ausführung des Details, als seines durchsichtigen Hellbunkels wegen Auszeichnung verdient. Seine „Erinnerung an Schweden“ ruft uns die Winterstücke von Schelfout in's Gedächtniß.

Dringt man nun in die ungeheure Gallerie ein, welche dem Saale

sich anschließt, so verliert sich der Blick in einer trostlosen Leere. Wie manchen verfehlten Lebensberuf, wie viele unselige Täuschungen, wie viel geheime Verzweiflung umfaßt diese Unzahl von Rahmen, unter denen es schwer sein möchte nur zehn Bilder auszufinden, die aus der Masse hervorgehoben zu werden verdienten!

Wir beeilen uns zu Ende zu kommen. Raun können wir uns durch Biard's und Lepoitewin's fruchtbare Palette aufhalten lassen. Biard deutet zwei sehr unterschiedene Gattungen aus, das Eis der Polargegenden und komische Scenen. Seine „Ueberfahrt von Havre nach Honfleur“, die er passender die „Seefrankheit“ hätte überschreiben sollen, wimmelt von grotesken Figuren, welche die Gabe haben, die Menge zum Lachen zu reizen. Was die Polarwinterstücke anlangt, so müssen wir sie für ein höchst undankbares Feld erklären, und bei dieser Ansicht müssen wir fast besorgen, gegen Herrn Biard ungerecht zu werden. Lepoitewin's Bilder sind in ganz anderer Art bedeutend; doch thut auch er sich immer in kleinen Arbeiten hervor.

Nun sollten wir noch von Lehmann, Heinrich Scheffer, Sig-nol, Decaisne u. A. reden, deren Namen einen guten Klang haben. Leider sind uns ihre Gemälde nicht aufgefallen, und so könnten wir in den Fall kommen, von ihren Werken eine zu ungünstige Ansicht zu geben. Wir ziehen es also vor, über diese Künstler gänzlich zu schweigen.

Einen Namen jedoch dürfen wir am Schlusse dieser schnellen Mu-sterung nicht übergehen, Herrn Marechal nämlich, aus Metz, der sich in der Pastellmalerei einen verdienten Ruf erworben hat. Seine Arbei-ten in dieser Gattung zeigen eine seltene Vollendung. Die „Abeyten“, die er dieses Jahr eingesandt hat, sind lange Zeit von den Vorüberge-henden in einem Laden des Boulevard des Italiens bewundert worden. Aus der Ferne angesehen, sollte man es für ein Gemälde aus der ve-tianischen Schule halten. Marechal ist auch ein ausgezeichnete Glas-maler. Bei diesem Künstler ist es merkwürdig, daß er in der Provinz sich seinen Ruhm erworben hat, und daß er aus Vorliebe fortwährend in der Provinz wohnt, ohne den Wunsch zu hegen, einen größeren Schauplatz zu betreten. Nichtsdestoweniger hat sein Name den Weg nach Paris gefunden.